

Myriam Keil • Nach dem Amok



Foto: © Dimitrij Letschuk



DIE AUTORIN

Myriam Keil, geboren 1978 in Pirmasens, wuchs in der Pfalz auf, studierte in Münster und lebt seit 2002 in Hamburg. Für ihre Gedichte und Einzeltexte, die sie bei kleineren Verlagen, in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlichte, wurde sie mit zahlreichen Literaturpreisen und Stipendien ausgezeichnet – unter anderem dem Hamburger Förderpreis für Literatur, dem Literaturpreis Prenzlauer Berg sowie dem Förderpreis zum Sylter Insel-schreiber-Stipendium. »Nach dem Amok« ist ihr erster Jugendroman.

Myriam Keil

Nach dem Amok

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Originalausgabe Mai 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2011 by c b t / c b j Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagabbildung: Getty images/National
Geographic/Tyrone Turner
Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung,
Bielefeld
st · Herstellung: AnG
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck: GGP Meda GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30742-7
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Es ist sein erster Tag. Als er das Klassenzimmer betritt, dämpfen wir unsere Stimmen mehr als üblich. Nicht aus Respekt oder Mitgefühl, glaube ich, sondern aus Unsicherheit. Wir wissen nicht, was wir sagen dürfen und was nicht, also sind wir einfach ein bisschen leiser mit unseren Worten. Auch mit den Geräuschen halten wir uns zurück, keiner will der Lauteste sein, der Auffälligste. Pias Lineal landet klappernd auf dem Boden, sie wird knallrot und taucht unter die Bank ab. Ich merke, dass sie am liebsten dort unten bleiben würde, doch dadurch würde sie noch mehr auffallen, also wartet sie nur einen kaum spürbaren Moment länger als nötig, bis sie sich wieder aufrichtet. Die rote Färbung in ihrem Gesicht ist vom Runterbeugen noch dunkler geworden.

»Schlagt das Buch auf, Seite achtundsiebzig«, sagt Schneider.

Er hat nicht hochgesehen bei diesem Satz. Die Stunde geht weiter und er trifft niemanden mit den Augen. Wenn er hochsieht, bohrt sich sein Blick in die Wand des Klassenzimmers oder wandert aus dem Fenster. Als wäre es einfach nicht nötig, als wäre es nie mehr nötig, uns anzusehen. Seine Stimme hingegen ist wie immer, dabei hätte ich erwartet, eine Veränderung daran festzustellen, irgendeine Angst herauszuhören. Ich frage mich, wie es für ihn sein muss, nach

zwei Monaten in diese Räume zurückzukehren, in diese Flure, ob er ihre Akustik, den vertrauten Hall der Schritte und Worte, noch so empfindet wie früher oder ob etwas anders geworden ist. Bei mir hat sich die Wahrnehmung dieser Dinge vollkommen verändert. Die von den Wänden zurückgeworfenen Stimmen klingen hohl, verzerrt, die Schritte mal zu dumpf und mal zu hart. Ich möchte wissen, ob noch irgendjemand im Saal diese Verschiebungen bemerkt. Aber ich könnte sie niemals fragen, keinen von ihnen. Ich nicht.

»Hey!«, wispert Basti vor mir und reicht Lena einen Zettel rüber, ich höre das Knistern des Papiers.

Zwischen den beiden ist ein leerer Platz. Yasmin hat die Schule gewechselt, heißt es.

Lena liest den Zettel, sieht zu Basti und schüttelt wortlos den Kopf. Dann lacht sie, aber auch dabei macht sie kein Geräusch. Seit ein paar Tagen geht das so, fast in jeder Stunde. Alle wissen, dass Basti Lena mag und dass Lena Basti mag, seit ziemlich genau drei Wochen, aber die beiden können es sich nicht sagen, nicht mal schreiben. Nur alberne Witzchen stehen auf den Zetteln, die nach der Stunde regelmäßig von Markus aus dem Papierkorb gefischt werden. Ich glaube, vor ein paar Monaten hätten sie nicht so lange gebraucht, um sich zu sagen, dass sie sich mögen. Jetzt allerdings ist jeder, der glücklich ist, einer, der ein schlechtes Gewissen haben muss, weil es hier so viele gibt, die unglücklich sind.

Sascha ist der Erste, der sich in dieser Stunde meldet. Schneider ruft ihn auf, ohne ihn anzusehen. Als Sascha nach vorne kommen soll, um ein Schaubild zu vervollständigen,

legt Schneider die Kreide auf der Ablage der Tafel ab, um sie ihm nicht in die Hand geben zu müssen.

Das tapfere Schneiderlein ist zurück, hat Markus uns in der Pause zugerufen und dabei einen wilden Indianertanz vollführt. Ein paar von uns haben gelacht. Das tapfere Schneiderlein. Jetzt ist Markus genauso verlegen wie wir. In den letzten Wochen hat die Klasse allmählich zu einem Zustand gefunden, der zwar nicht Normalität ist, es aber vorzuziehen ist. Das bedeutet, dass auch der Klassenclown weiterhin Clown sein muss. Markus hat sich seiner Aufgabe gestellt, die meiste Zeit über gibt er sich wirklich Mühe.

»Stimmt das so?«, fragt Sascha, weil Schneider seine fertige Arbeit an der Tafel nicht kommentiert.

»Hm«, sagt Schneider. Es soll wohl »Ja« bedeuten, klingt aber, als wüsste er es selbst nicht.

Sascha vergewissert sich mit einem Blick zu den beiden Klassenbesten, dass er alles richtig gemacht hat, und setzt sich wieder hin.

»Gut«, sagt Schneider. Dann erläutert er das, was er zu Beginn der Stunde in einem einstudierten wirkenden Monolog über die Probleme urbaner Ökosysteme referiert hat, noch einmal. Fast wortwörtlich. Alle schauen sich ratlos an und alle schauen Schneider ratlos an.

»Merkt der echt nicht, dass er das vorhin schon mal erzählt hat?«, fragt mich Charlotte nach einer Weile. Sie spricht es mir sehr leise direkt ins Ohr, ich spüre ihren warmen Atem und ein Geräusch, als würde mich dort ein Windstoß treffen.

»Keine Ahnung«, antworte ich.

Ich sage ihr nicht, dass ich vermute, dass Schneider sich der Wiederholung bewusst ist. Er sieht erleichtert aus, während er das Programm erneut abspult. Als würde es ihm Sicherheit geben, wie ein Zimmer, das man vor dem Schlafengehen bereits einmal kontrolliert hat, in dem es keine bösen Überraschungen mehr geben kann, keine Monster unterm Bett.

Durch Schneiders merkwürdiges Verhalten ist der Bann gebrochen. Die Klasse behandelt ihn jetzt fast wieder wie einen normalen Lehrer. Noch nicht ganz, aber die Atmosphäre ist lockerer geworden, es wird hier und da geschwätzt und kaum jemand versucht mehr, möglichst unauffällig zu sein. Auch Schneider selbst scheint sich allmählich besser zu fühlen, er sieht sogar dem einen oder anderen Schüler ins Gesicht, wie früher. Ich betrachte die Stelle an seiner Schulter, die ich vor zwei Monaten schon einmal angestarrt habe, die etliche von uns angestarrt haben, als alles vorbei war und Schneider in den Rettungswagen geschoben wurde. An seiner Schulter war Blut, viel Blut, es sickerte durch die Kleidung hindurch. Da wusste ich noch nicht, dass es David gewesen war, der unser aller Leben verändert hatte, mein eigener Bruder.

Plötzlich merke ich, dass Schneider mich ansieht. Mein Blick löst sich von seiner Schulter, trifft sein Gesicht, er sieht mir direkt in die Augen. Er gibt mir keine Schuld. Aber es macht den Eindruck, als würde er denken: Du hast Tag für Tag den Tisch mit ihm geteilt, wie fühlt sich das an? Du hast Nacht für Nacht im selben Haus geschlafen wie er, du hast ihm etwas zum Geburtstag geschenkt, dir seine Schere ausgeliehen, sein Handtuch. Wie fühlt sich das an? Wie?

Mir wird schlecht, die Übelkeit kommt in einer heftigen Welle und kämpft sich durch meine Speiseröhre nach oben. Damit habe ich nicht gerechnet. Ich habe mit einem blöden Gefühl gerechnet, wenn ich Schneider zum ersten Mal nach seiner Rückkehr begegnen würde, mit Nervosität. Aber nicht mit diesem grässlichen Würgen im Hals.

»Was ist los?«, flüstert Charlotte.

Ich merke, dass ich mir die Hand auf den Mund gepresst habe. Ich kann ihr nicht antworten. Würde ich die Hand wegnehmen, dann müsste ich vielleicht vor uns auf die Bank spucken. Mit der Hand vorm Mund renne ich aus der Klasse, Schneider sagt nichts und ich schaffe es tatsächlich noch bis zu den Toiletten und übergebe mich dort. Dabei hatte ich geglaubt, es sei endlich vorbei. In den ersten Wochen kam die Spuckerei öfter vor, ich konnte einfach nichts bei mir behalten, und es konnte immer und überall passieren, dass mir plötzlich schlecht wurde. Auch als ich schon wieder zur Schule ging. Zum Glück war es aber nie während einer Schulstunde passiert. Irgendwann beruhigte sich mein Magen, seit drei Wochen war nichts mehr vorgefallen. Das Schlimmste ist, dass jeder in der Klasse weiß, warum es mir jetzt, heute, in der Stunde mit Schneider passiert ist. Auch die Leute in meiner Klasse haben mir nie Vorwürfe gemacht. Aber ich weiß, dass sie ebenfalls wissen und immer wissen werden, dass ich Tag für Tag den Tisch mit ihm geteilt habe, Nacht für Nacht im selben Haus geschlafen habe wie er, ihm etwas zum Geburtstag geschenkt und mir seine Schere ausgeliehen habe, sein Handtuch.

In der Kloschüssel liegt das belegte Brot, das ich in der

Pause gegessen habe. Ich kann tatsächlich noch erkennen, was dieser Essensbrei einmal war, und staune einen Augenblick lang darüber, ehe ich den Brei in die Kanalisation befördere. Dann spüle ich meinen Mund am Waschbecken aus und reibe die Lippen mit einem Papiertuch aus dem Spender trocken. Das Papiertuch ist hart, um den Mund herum rötet sich die Haut.

Während ich zurück zum Klassenzimmer gehe, versuche ich, leise aufzutreten, damit kein Hall von den Flurwänden zurückgeworfen wird. Vor dem Saal, in dem Jannik sitzt, bleibe ich kurz stehen, drücke meine Handfläche gegen die geschlossene Tür. Dahinter höre ich die Stimme der Lehrerin, ich bin mir nicht sicher, wer sie ist, Neubauer oder Salzmann. Manchmal denke ich, ich könnte es ohne Jannik nicht schaffen, das alles irgendwann zu vergessen. Dann wieder denke ich, gerade durch ihn werde ich mich immer daran erinnern, weil er an jenem Tag ebenfalls in der Schule war. Ich habe die Schüsse gehört, er nicht. Ich habe meinen Bruder verloren, er seinen besten Freund. Obwohl man Davids Tod nicht mit Felix' Schicksal vergleichen kann. David war der Täter, Felix das Opfer. David ist tot, Felix lebt. Jannik und Felix sind immer noch Freunde, aber nicht mehr wie vor diesem Tag. Es gibt für sie kein gemeinsames Fußballspielen mehr, keine Gespräche über Mädchen oder Partys. Ich weiß, dass Jannik sich für jeden seiner Schritte schämt, wenn Felix dabei ist. Für jeden Sprung von einer Treppenstufe, für jedes Lachen. Zurzeit ist Felix noch in der Reha, Jannik besucht ihn dort so oft wie möglich. Wir sprechen nicht darüber, wie es sein wird, wenn Felix wieder zur

Schule geht, ganz gleich, ob er hierher zurückkommt oder woanders neu anfangen will.

Mir ist immer noch etwas übel, als ich die Klinke zu meinem Klassenzimmer berühre. Ich könnte den Rest der Stunde auf dem Hof verbringen, frische Luft würde mir bestimmt guttun. Aber das wäre feige. Es werden viele weitere Stunden mit Schneider folgen, und je früher ich mich daran gewöhne, umso besser.

Das Gemurmel, das ich vor der Tür stehend vernommen habe, wird leiser, als ich den Saal betrete, und bleibt auf diesem niedrigen Level, auch noch Minuten später. Jetzt bin ich es, wegen der niemand der Lauteste sein will. Schneider erzählt inzwischen etwas Neues, und mich auf ihn zu konzentrieren, erscheint mir in Anbetracht meiner verlegenen Mitschüler als das kleinere Übel. Ich folge Schneiders Worten, den Bewegungen der Muskeln in seinem Gesicht. Ein Schweißtropfen löst sich seitlich an seiner Stirn. Obwohl ich in der dritten Reihe sitze und einige Meter zwischen ihm und mir liegen, sehe ich überdeutlich, wie der Tropfen dicht am Haaransatz entsteht und sich der Schwerkraft folgend einen Weg nach unten bahnt, an einigen Fältchen und schließlich an den ersten Bartstoppeln ins Stocken gerät, sich mühsam weiterkämpft. Schneider könnte ihn aufhalten, doch er bemerkt ihn nicht.

2

Nach der Stunde treffe ich mich mit Jannik auf dem Flur. Die nächste Unterrichtseinheit haben wir in zwei nebeneinander gelegenen Räumen. Wir bleiben nicht lange allein, Janniks Clique gesellt sich zu uns. Eigentlich ist es auch meine Clique, aber sie wurde es nur, weil ich mit Jannik zusammen bin, seit sieben Monaten jetzt. Ich kann die meisten von Janniks Freunden gut leiden, doch darauf beschränkt es sich. Ich habe mich nie gefühlt, als hätte ich mir diese Leute als Freunde ausgesucht, und so war es ja im Grunde auch nicht.

Die Einzige in der Clique, mit der ich überhaupt nicht klarkomme, ist Sandra. Sie scharwenzelt um Jannik herum, dass einem schlecht werden kann. Jannik scheint es gar nicht zu bemerken, und als ich ihn ganz am Anfang mal darauf angesprochen habe, hat er gesagt, er kenne Sandra einfach schon sehr lange und sei dementsprechend vertraut mit ihr, jedenfalls sei er sicher, dass Sandra nur freundschaftlich für ihn empfinde. Dass Jannik in dieser Hinsicht keine Augen im Kopf zu haben scheint, macht die Sache nicht besser. Ich glaube, Sandra wartet nur auf ihre Chance. Romy hat mir gegenüber auch einmal so etwas angedeutet.

Romy und Marc sind die beiden in der Clique, mit denen

ich mich am besten verstehe. Sie sind schon seit über einem Jahr zusammen, und wir sind öfter zu viert ausgegangen, ohne die anderen, nur Romy, Marc, Jannik und ich. Bei diesen Unternehmungen habe ich mich am wohlsten gefühlt, und ich war froh, dass es solche Momente gab, weil Sophie, meine ehemalige beste Freundin, gerade nach Schweden gezogen war und die Viererdates den Verlust ein bisschen erträglicher machten. Wir waren gemeinsam im Kino und haben uns Gruselfilme und kitschige Liebesschnulzen angesehen. Wir haben uns im Burger King die Bäuche vollgeschlagen. Ein paar Mal sind wir auch durch die Stadt gelaufen und haben so getan, als seien wir Touristen, haben pausenlos unsere Digicams gezückt und unter lauten Begeisterungsrufen alle möglichen langweiligen Dinge fotografiert. Touris haben die in diesem Kaff bestimmt noch nie gesehen, hat Romy gekichert, guckt mal, die starren uns an wie die Tiere im Zoo. Die Unternehmungen zu viert waren wirklich immer ein schöner Zeitvertreib, doch sie haben nun aufgehört. Alles hat aufgehört in den letzten Wochen, seit Felix nicht mehr mit uns zusammen hier auf dem Flur steht.

»Hey«, sagt Andi, als wir nun zu siebt zwischen den beiden Schulsälen auf den Beginn der nächsten Stunde warten. »Hat jemand noch was zu essen übrig, das er nicht braucht? Meine Mum ist auf dem Obsttrip und hat mir lauter Zeug eingepackt, von dem kein normaler Mensch satt wird. Da hat man hinterher mehr Hunger als vorher.«

»Schmier dir halt deine Brote endlich mal selber«, brummt Jannik.

»Genau«, bekräftigt Sandra und sieht Jannik an, als hätte

er etwas furchtbar Schlaues gesagt. Echt widerlich ist das. Und Jannik merkt mal wieder nichts.

»Ich habe noch ein Snickers, das kannst du kriegen«, sagt Marc.

Er geht mit Andi ins Klassenzimmer, um die Snickersübergabe zu regeln. Wir Zurückgelassenen wissen nicht, was wir miteinander reden sollen. Ich habe den Eindruck, als wäre das Schweigen heute sogar noch erdrückender als sonst, aber so erscheint es mir inzwischen an jedem Tag, jeder neue Tag ist noch unangenehmer als der vorherige. Außer Romy und Marc tun sich alle in der Clique schwer mit mir und sogar diese beiden behandeln mich wie ein rohes Ei. Ich bin nun mal Davids Schwester und werde es auch nach seinem Tod immer bleiben. Ich werde immer die Schwester des Verantwortlichen sein. Und Jannik ist Felix' bester Freund. David ist schuld, dass Felix nicht mehr laufen kann. Und ich bin ebenfalls schuld, dass Felix nicht mehr laufen kann, weil ich nichts bemerkt habe in den Tagen und Wochen vor Davids Tat und ihn nicht aufhalten konnte – so jedenfalls kommt es mir vor. Niemand hat mir gegenüber jemals einen Vorwurf ausgesprochen oder mir eine Mitverantwortung zur Last gelegt, aber wenn der Gedanke für mich selbst naheliegend ist, dann muss er es für die anderen auch sein. Ich bin Davids Schwester. Jannik ist Felix' bester Freund. David ist schuld an Felix' Zustand. Die Schlüsse, die man daraus ziehen muss, sind offensichtlich.

Ich fange zufällig einen Blick von Patrick auf, der mir seltsam vorkommt; ein Blick, als könne Patrick meine Gedan-

ken lesen. Wahrscheinlich ist das nur Einbildung, beruhige ich mich, Patrick ist einfach nur unsicher.

»Komm, wir gehen ein paar Schritte«, sagt Romy und zieht mich von der Gruppe weg.

Ich merke, dass ihr etwas auf der Seele brennt. Sie mustert kritisch das Zifferblatt ihrer Armbanduhr. Die Fünf-Minuten-Pause wird gleich zu Ende sein.

»Sandra sagt, du hättest gewusst, dass David den Amoklauf geplant hat.«

Dieser Satz verschlägt mir die Sprache. Romy wartet ab, bis ich mich wieder gefangen habe.

»Was?«, sage ich und kann das Gehörte immer noch nicht richtig glauben. »Spinnt die? Ich hätte doch niemals zugelassen, dass so was passiert, wenn ich irgendetwas geahnt hätte!«

Romy bemüht sich um ein beruhigendes Lächeln, doch ich merke, wie schwer es ihr fällt.

»Ich weiß das«, entgegnet sie. »Jannik weiß es auch und Marc würde so was auch nie glauben. Aber Patrick und Andi sind misstrauisch. Die kennen Sandra viel länger als dich, und sie nehmen sie ernst mit dem, was sie sagt. Sie behauptet, sie habe gehört, wie du mit jemandem telefoniert und es dieser Person gestanden hast.«

Ich erwidere nichts. Sandras Gemeinheit macht mich fassungslos. Ich hatte immer befürchtet, dass sie irgendwann versuchen könnte, mir Jannik auszuspannen, aber dass sie dafür zu solchen Mitteln greifen würde, hätte ich nie erwartet.

»Wie praktisch«, fährt Romy fort, »dass es ein Telefonat gewesen sein soll und sie daher nicht wissen kann, mit wem

du gesprochen hast. So kann man denjenigen nicht dazu befragen. Sandra kann es einfach behaupten und Misstrauen säen.«

Ich drehe mich zur Wand, denn ich will nicht, dass Romy oder irgendjemand anders auf dem Flur meine Tränen sieht. Die Klingel ertönt und schrillt in meinem Kopf noch einige Sekunden lang nach. Romy legt ihre Hand auf meine Schulter.

»Nimm's nicht so schwer«, sagt sie. »Was immer Sandra behauptet, ich bin für dich da. Versprochen.«

»Hat sie sonst noch etwas gesagt?«

Romy zögert, doch als ich mich umdrehe und ihr mit einem Blick signalisiere, dass ich nicht lockerlassen werde, ehe sie geantwortet hat, rückt sie mit der ganzen Geschichte heraus.

»Also, zunächst hat sie nur gesagt, du hättest davon gewusst. Damit hat sie erst mal noch keiner richtig ernst genommen. Aber als Marc wissen wollte, warum du so was Krasses für dich behalten haben solltest, da meinte sie, du hättest bei dem Telefonat zugegeben, David anfangs nicht für voll genommen zu haben. Und als du verstanden hattest, dass er es tatsächlich tun würde, da hättest du ihm ins Gewissen geredet und er hätte dir versprochen, es nicht zu tun. Und du hättest ihm das abgenommen und niemanden gewarnt. Und deshalb sei es genauso deine Schuld wie seine.«

»Hat sie Jannik diesen Blödsinn auch gesteckt? Er hat mir nichts davon erzählt.«

»Er hat es gehört, ja. Wahrscheinlich wollte er dich nicht aufregen und hat es dir deshalb verschwiegen. Ich wusste zu-

erst auch nicht, ob ich es dir sagen soll. Aber ich glaube, es ist wichtig. Du kannst dir ja denken, warum Sandra das macht.«

Ich drehe mich um und sehe zu den anderen hinüber. Sandra beobachtet mich. Ihr Blick hat etwas Überhebliches, das hat er immer, finde ich, aber heute mehr denn je. Sie lächelt hämisch zu mir herüber, dann wendet sie sich wieder den anderen zu.

»Weil sie Jannik will.«

»Weil sie ihn dir ausspannen will«, sagt Romy und nickt.

Ein Gefühl von Ohnmacht überkommt mich, und einen Moment lang denke ich, dass ich mich gleich wieder übergeben muss. Doch es geht vorbei. Anders als die Gefahr, die von Sandra ausgeht; die ist allgegenwärtig. Und ich habe keinerlei Möglichkeit zu intervenieren, wenn Sandra ihre Lügenmärchen verbreitet, weil sie und die anderen aus der Clique allesamt in Janniks Klasse sind, in meiner Parallelklasse. Ich kann weder verhindern, dass sie Jannik in jeder Schulstunde anspricht, noch dass sie ihm immer wieder einreden wird, ich hätte von Davids Plan gewusst.

»Kannst du Sandra im Auge behalten?«, bitte ich Romy.

»Klar doch.«

Von meiner eigenen Klasse ist inzwischen niemand mehr auf dem Flur zu sehen, und ich glaube, dass auch der Lehrer schon im Saal ist. Jannik löst sich von der Gruppe und kommt zu Romy und mir herüber.

»Ich schätze, du musst da jetzt rein, Süße«, sagt er und küsst mich kurz auf den Mund.

Ich kuschle mich in seine Arme und hoffe, dass Sandra

gerade zu uns rübersieht. Ich werde Jannik auf das, was Sandra behauptet hat, ansprechen müssen. Ich werde ihn fragen müssen, warum er mir nichts davon erzählt hat und ich es erst von Romy erfahren musste. Auf jeden Fall werde ich das tun müssen. Aber nicht jetzt und nicht hier. Ich werde dafür einen ruhigen Moment abwarten.

»Okay, ich gehe gleich rein«, murmele ich an seiner Schulter und lasse ihn dann nur widerwillig los.

Janniks Lehrer kommt pfeifend den Flur entlang. Jannik steuert seinen Saal an und winkt mir noch einmal zu, ehe er darin verschwindet. Romy macht fast genau das Gleiche, nur dass sie nicht winkt, sondern den Daumen hebt. Ich bin halbwegs beruhigt, dass jemand an meiner Stelle Sandras Machenschaften überwachen wird, doch als ich sehe, dass bis auf Sandra bereits alle aus der Parallelklasse, einschließlich des Lehrers, im Schulsaal verschwunden sind, sprinte ich zu ihr hin und halte sie am Arm fest.

»Glaub bloß nicht, dass du damit durchkommst«, sage ich, als sie gerade nach der Klinke der zufallenden Tür greifen will.

Die Tür fällt krachend ins Schloss. Der Türschließer ist so eingestellt, dass sie immer ziemlich heftig zuknallt.

»Wetten?«, entgegnet Sandra spöttisch.

»Leg dich nicht mit mir an, sonst passiert was!«

Sie grinst nur. Meine Drohung scheint sie nicht im Geringsten zu beeindrucken.

»Jetzt habe ich aber Angst«, sagt sie. »Die sollte ich auch haben, nicht wahr? Immerhin liegt das Morden bei euch ja in der Familie.«

Dann windet sie sich aus meinem Griff heraus, öffnet die Tür zu ihrem Saal und verschwindet. Die Tür fällt erneut mit einem lauten Knall ins Schloss.

Ich stehe noch eine ganze Weile auf dem leeren Flur herum. Meine Gedanken lassen sich einfach nicht ordnen. Ich denke an Jannik und an Romy. Ich kann mich auf beide verlassen, sie werden sich nicht auf Sandras Seite schlagen, bestimmt nicht. Die Leute, auf die es ankommt, halten zu mir. Trotzdem fühle ich, dass da etwas ist, das nicht mehr ohne Weiteres aus der Welt zu räumen sein wird.

Plötzlich öffnet sich die andere Tür, hinter der meine eigene Klasse sitzt. Ein graublaues Augenpaar unter einer dauergerunzelten Stirn taxiert mich. Diese Stirn liegt tatsächlich in jeder Situation in Falten, nicht nur jetzt.

»Maike, brauchst du eine Extraeinladung?«, erkundigt sich mein Englischlehrer.

Als ich die Klasse betrete und alle mich anstarren, fühle ich mich, als hätte ich einen Kampf auszufechten, der weit über das hinausgeht, was mir bislang bewusst war, und in dem jeder meiner Schritte, jede Geste, jedes Wort über Sieg oder Niederlage entscheiden könnte.

3

Früher stieg der Dampf vor meinen Augen aus den Schüsseln auf. Das Essen stand auf dem Esstisch und jeder konnte sich etwas davon nehmen. Kartoffeln oder Reis, Knödel oder Nudeln, Fisch, Rotkohl, grüne Bohnen oder Kaisergemüse, Fleisch und Soße. Jetzt stehen die Schüsseln nicht mehr auf dem Tisch, das Essen verbleibt in der Küche in den Töpfen. Sie ist erleichtert, wenn sie aufstehen und in die Küche gehen kann, um jemandem einen Nachschlag zu holen. Sie erträgt es kaum noch, mit uns an diesem stillen Tisch zu sitzen.

»Gibst du mir bitte mal den Pfeffer«, sagt er.

Die Gespräche beschränken sich auf das Essen an sich und auf Notwendiges. Damit kann man ein bisschen von der stillen Zeit ausfüllen, aber selbst dieses Reden ist nur ein Warten auf das nächste Schweigen.

Sie und ich haben gleichzeitig nach dem Pfeffer gegriffen, um ihn herüberzureichen. Auch das Bewegen von Gegenständen hilft gegen die Stille. Ich war schneller und gebe ihm die Pfeffermühle. Als er sie entgegennimmt, berühre ich seine Hand kurz mit den Fingerspitzen. Er zuckt zurück, weil er die Berührung nicht erwartet hat. Oder weil er vergessen hat, wieso man sich berührt, wenn man eine Familie ist.

»Was gibt es in der Schule?«, fragt sie.

»Schneider ist zurück«, sage ich.

Das wollte sie nicht hören. Sie will nur noch hören, was nichts mit jenem Tag im Januar zu tun hat. Ich hätte sagen dürfen: Schneider hat uns viele Hausaufgaben aufgegeben. Oder: Schneider hat einen Test mit uns geschrieben, ich habe ein ganz gutes Gefühl. Aber nicht, dass er *wieder zurück* ist. Denn das bedeutet, dass er fort war, und sie weiß, wie wir alle, warum er fort war.

Ich möchte reden. Jedes Mal an diesem Tisch möchte ich reden; nicht wie früher, das verlange ich nicht, doch ich möchte über das Geschehene sprechen dürfen und keine Themen aussparen müssen, nicht ununterbrochen auf vermintem Gelände unterwegs sein, in ständiger Angst, den Fuß auf eine falsche Stelle zu setzen. Er aber möchte nicht reden. Sie möchte reden, kann es jedoch nicht. So geht es jeden Tag mit uns.

»Das sind Clementinen aus dem Supermarkt, oder?«, sagt er und zeigt auf das Netz, das noch im Einkaufskorb liegt, der Korb steht neben der Küchentür auf dem Boden. »Warst du gar nicht auf dem Markt?«

Sie erwidert nichts, aber ihre Augen werden wässrig. Er sieht sie nur flüchtig an, ich glaube nicht, dass er etwas von ihrem Zustand bemerkt.

»Hm?«, fragt er weiter.

»Nein, ich war nicht auf dem verdammten Markt! Und ich werde da auch nicht mehr hingehen!«

Jetzt sieht er sie richtig an, vollkommen perplex begegnet er ihren geröteten Augen, sie hält die Tränen zurück. Ich bin

ebenfalls erschrocken. Sie ist schon lange nicht mehr laut geworden und nun flippt sie aus wegen so einer banalen Frage.

»Was ist denn passiert, Mama?«, frage ich vorsichtig, und das Wort *Mama* ist mir so vertraut und fühlt sich trotzdem irgendwie sperrig an, als es über meine Lippen kommt. Ich weiß nicht mehr, wie ich mit ihr umgehen soll. David konnte das immer wesentlich besser als ich: sie trösten, aufheitern, ihre Launen verstehen oder einfach nur die richtigen Worte finden. Er war ihr viel ähnlicher, als ich es bin. Trotzdem war auch ich meist in der Lage, ihre Stimmung einzuschätzen und entsprechend zu reagieren. Jetzt kann ich das überhaupt nicht mehr und David ist der Grund dafür.

»Wenn ihr das wirklich wissen wollt, bitte sehr!«, schnaubt sie.

Sein Blick ist mittlerweile wieder nach unten gerichtet. Sie bezieht ihn in das Wissenwollen mit ein, obwohl ihr klar sein muss, dass er es vielleicht lieber nicht wüsste. Unruhig wandern seine Augen auf dem Tisch herum, entfernen sich dabei jedoch nie weiter als etwa zwanzig Zentimeter von seinem Teller. Da ist ein unsichtbarer Radius um seinen Teller herum, eine Bannmeile, die er nicht überschreiten will. Dahinter nimmt er wahrscheinlich dasselbe Minenfeld wahr wie ich.

Sie macht eine kurze Pause, und ich glaube schon beinahe, dass sie es nun doch nicht erzählt und wir wieder zum Schweigen übergehen werden. Aber dann holt sie Luft, ziemlich tief, als könne sie nur auf diese Weise genug Atem aufbringen für das, was zu sagen ist. Sie muss es noch ein zweites Mal tun, ehe der Atem endlich ausreicht.

»Ich bin letzte Woche am Marktstand beschimpft worden. Vor den Augen der Verkäuferin und der anderen Kunden. Da war eine Frau, die ich vom Sehen her kannte, ich glaube, sie arbeitet in der Bäckerei am Goetheplatz. Wisst ihr, was die gesagt hat? Wollt ihr es wissen? Solche Leute wie uns sollte man aus der Stadt jagen! Ein halbes Dutzend Kunden hat das gehört, und jeder schien zu wissen, wer ich bin. Ich habe es ihnen angesehen, sie wussten es! Und die Wegert aus unserem Tanzkurs vom letzten Jahr stand neben mir und hat einfach weggesehen und so getan, als würde sie mich nicht kennen!«

Es sprudelt nur so aus ihr heraus. Dann versiegt ihr Redeschwall ebenso plötzlich, wie er begonnen hat. Sie greift nach meinem leeren Teller, geht in die Küche und füllt ihn ungefragt auf, obwohl ich gar keinen Hunger mehr habe.

»Da kann man nichts machen«, murmelt er. »Manche Leute sind nun mal borniert.«

Ich möchte ihn an den Schultern packen und schütteln. Er soll endlich aufwachen! Es ist nicht zum ersten Mal passiert, dort auf dem Markt, es geschieht überall und wird vermutlich noch oft geschehen. Ich weiß, dass sie auf dem Friedhof von Fremden beleidigt worden ist, als sie an Davids Grab war. Die Friedhofsbesucher kannten sie nicht einmal flüchtig; allein die Tatsache, dass sie an seinem Grab stand, machte diese Leute aggressiv. Sie hat mir davon erzählt. Besser gesagt, sie hat davon geredet, als sie an jenem Tag vom Friedhof zurückkam, und ich war gerade anwesend und habe es gehört. Sie hat nicht wirklich zu mir gesprochen. Sie hat sich auf das Sofa gesetzt und die Geschichte rekapitu-



Myriam Keil

Nach dem Amok

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30742-7

c**bt**

Erscheinungstermin: April 2011

Die Folgen eines Amoklaufs – ein beeindruckendes Porträt

Einige Monate ist es her, dass David, der fünfzehnjährige Bruder von Maike, zum Amokläufer wurde – und immer noch ist Maikes Welt aus den Fugen. Ihre Eltern tun alles, um die Tat des Sohns zu verdrängen, und in der Schule sieht sich Maike zunehmend einer Wand aus Ablehnung und Misstrauen gegenüber. Auch die Beziehung zu ihrem Freund Yannik bekommt Risse, denn Yanniks bester Freund liegt seit dem Amoklauf schwer verletzt im Krankenhaus. Als dann noch ein Mädchen aus ihrer Clique das Gerücht in Umlauf bringt, Maike habe vorab von dem Amoklauf gewusst, sieht Maike sich einem zunehmenden Mobbing ausgesetzt ...



Der Titel im Katalog